

Robyn Sisman



In
fremden
Betten



Weltbild

Zwischen einer Frau und einem Mann kann viel mehr sein als der Ozean

...

Suze aus London und Lloyd aus New York haben einander noch nie gesehen. Aber als sie für 4 Wochen Wohnung und Arbeitsplatz tauschen, lernen sie einander kennen: In London findet Lloyd schwarze Slips unter dem Bett, während Singelfrau Suze in New York über die mehrseitige Pflegeanweisung für die Zimmerpflanzen staunt.

Suze und Lloyd entdecken allerdings bald, dass sie gar nicht so verschieden sind. Und dann stürzen eine böswillige Kollegin und ein handysüchtiger Liebhaber die beiden in ein transatlantisches Chaos, aus dem sie sich nur gegenseitig heraushelfen können!

Robyn Sisman

In fremden Betten

Roman

Aus dem Englischen von H. Roberts

Weltbild

Robyn Sisman studierte an der Universität Oxford englische Sprache und Literatur. Sie arbeitete in der Verlagsbranche und lebt mit ihrer Familie im englischen Bath.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Perfect strangers.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Robyn Sisman

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Penguin Random House Verlagsgruppe
GmbH, München

Übersetzung: H. Roberts

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-148-7

Für Adam

Bereits während des Abendessens, irgendwann zwischen dem Hauptgang – Seezunge mit Kräuterpolenta – und dem triumphalen Erfolg von Bridgets hausgemachtem Tiramisu, hatte es heftig zu regnen begonnen. Es handelte sich diesmal keineswegs um das gewohnte englische Dauernieseln, sondern um einen regelrechten Wolkenbruch, der in kaskadenartigen Schauern gegen die Scheiben prasselte, sich an den Straßenrändern in reißenden Sturzfluten sammelte und schließlich rauschend in die Gullys strömte. Zwei Stunden später schüttete es noch immer in unverminderter Stärke auf die Straßen des weniger vornehmen Teils von Londons Stadtviertel Kensington. Suze, die an einer Kreuzung stand und verzweifelt auf ein Taxi wartete, fühlte sich, als habe man sie gerade aus dem Wasser gezogen. Ihre vom Regen vollkommen durchnässte Lederjacke verströmte einen animalischen Geruch und aus den Haaren rann ihr das Wasser mit einem unangenehmen Kribbeln wie von Spinnenbeinen über das Gesicht. Lediglich ein einzelner Gedanke, der sie voller Inbrunst erfüllte, hielt sie warm.

Ich werde niemals heiraten, schwor sie sich. Und niemals so langweilig, so angepasst und so selbstgefällig werden – in diesem Moment musste sie einen Satz zur Seite machen, da ein Zeitungsauslieferungswagen an ihr vorbei durch eine Pfütze fuhr und ihr einen ganzen Schwall des Regenwassers bis in Kniehöhe gegen das Bein spritzte. The Sun las sie im roten Licht der Rückstrahler. Die Sonne – wie sinnig! Das Regenwasser rann ihr unangenehm kalt die Beine hinunter bis in ihre brandneuen Wildlederschuhe, mit denen sie Bridgets Mann hatte beeindrucken wollen. Sie seufzte. Eitelkeit, dein Name ist Weib. Bridget, dein Name ist Verräterin. Suze, dein Hirn ist Brei.

Dabei hätte sie es von vornherein besser wissen müssen. Ja, damals, als sie gemeinsam in der PR-Abteilung eines Verlagshauses gearbeitet hatten, war Bridget noch ein guter Kumpel gewesen. Suze hatte sich ihre ersten Sporen als junge Nachwuchskraft im Bereich Design verdient und Bridget hatte, wenn auch nicht gerade wegen ihrer qualifizierten Arbeit, so doch zumindest wegen ihrer wohlgeformten

langen Beine von sich reden gemacht. Die beiden Mädchen waren enge Freundinnen geworden, hatten unerbittlich mit allem geflirtet, was Hosen trug, und die Mittagspausen dazu genutzt, in Designerboutiquen Kleider anzuprobieren, die sie ein Monatsgehalt gekostet hätten. Sie waren unzertrennlich gewesen – manchmal hatten sie ganze Nächte durchgemacht, nach denen sie sich in irgendeinem Café in Soho mit einem doppelten Espresso und im Waschraum des Büros mit einem kurzen Auffrischen des Make-ups für den Tag gerüstet hatten. Doch seit Bridget zur Verräterin geworden war und Toby vor den Altar gelockt hatte – Suze sah ihn in Gedanken als Karikatur eines Prinzen vor sich, der sich mutig und mannhaft seinen Weg durch Stoffblüten, Schleifen und Wolken von elfenbeinfarbenem Taft bahnte –, war die ehemalige Verbündete so spießig geworden, dass es Suze geradezu wahnsinnig machte. Innerhalb aller kürzester Zeit hatte Bridget ihre Arbeit, das Rauchen, den Alkohol sowie jegliche eigenen Wünsche und Gedanken aufgegeben und sich in nur zwei Jahren ein madonnenhaftes Dauerlächeln und ein Baby zugelegt. Sie betrachtete Suzes Lebensstil inzwischen mit einer Mischung aus mütterlichem Unbehagen und kritischer Neugier. Und sie machte mehr als deutlich, dass sie Suzes Karriere keineswegs als einen Ersatz für einen Ehemann gelten ließ. Doch als Suze von ihr zum Abendessen eingeladen worden war, hatte sie um der alten Freundschaft willen zugesagt und war in dem Bewusstsein hingegangen, als attraktiver Single allen die Schau zu stehlen.

Sie waren insgesamt acht Personen gewesen: drei verheiratete Paare, ein Junggeselle und Suze – also eine Konstellation, die es in sich hatte. Bei dem Junggesellen handelte es sich um einen Kollegen von Toby, einen Immobilienmakler namens Charles. Er war blond und wohlgenährt und trat in seinem teuren Anzug und einem konservativen, gestreiften Hemd sehr selbstbewusst auf. Nachdem Suze ihm vorgestellt worden war, ignorierte er sie erst einmal gänzlich, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen war, dass er sich ebenso wie sie wie ein Ausstellungsstück in einem Völkerkundemuseum fühlte.

›Unverheiratete Stadtbewohnerin, spätes zwanzigstes Jahrhundert‹
würde wahrscheinlich auf dem Hinweisschild stehen. ›Beachten Sie die

typischen Signale der Bereitschaft zum Paarungsritual – himbeerroter Lippenstift und Minirock.

Während der ersten zehn Minuten saß sie auf dem Sofa, eingeklemmt zwischen Katie und Victoria, die sich in entmutigenden Details über den Ablauf einer Geburt unterhielten. Die Männer hatten sich an das andere Ende des Raumes zurückgezogen und sich mit der kritischen Begutachtung des Weinangebotes wichtig gemacht. Tobys älterer Bruder Hugh, ein Weinhändler, war ganz besonders stolz auf den Claret. Suze hatte an ihrem Pinot Noir genippt und ins Leere gelächelt, während ständig Fetzen verschiedener, für sie unverständlicher Fachjargons über sie hinweggebrandet waren: Epiduralanästhesie ... Tannin ... Beigeschmack von Brombeeren ... Plazenta. Sie hatte ihr Glas Wein viel zu schnell hinuntergestürzt, nur um mit der Ausrede, es neu füllen zu wollen, in die Küche zu entkommen. Dort war sie auf Bridget gestoßen, die mit sorgenvollem Gesicht in ihren Einbauherd startete.

»Kann ich irgendwie helfen?«

»Alles unter Kontrolle«, flötete Bridget etwas gekünstelt. »Nun ja – wenn du vielleicht so gut wärst, den Videorekorder zu programmieren? Der Timer spielt verrückt und es gibt ein wichtiges Fußballspiel, das Toby gerne aufnehmen möchte. Elektronik ist nicht gerade seine Stärke, weißt du.«

Suze liebte elektronische Geräte aller Art. Sie kehrte ins Wohnzimmer zurück und bahnte sich selbstbewusst einen Weg zwischen den Männern hindurch wie einst Moses durch das Rote Meer. Von unverhohlenen kritischen Blicken begleitet, gab sie mühelos das gewünschte Programm ein.

Toby zwinkerte Charles anzüglich zu. »Nicht nur ein hübsches Gesicht, oder?«

»Das soll heute bereits ein Vierjähriger können«, brummte Charles ungerührt – was von Suze mit einem lachenden Kommentar quittiert wurde: »Leider geht Toby schon auf die vierzig zu.«

Dann war es Zeit für das Abendessen: eine ziemlich hochstilisierte Angelegenheit mit Kerzenleuchtern, gestärkter Tischdecke, drei verschieden großen Gläsern vor jedem Gedeck und einem teuren Porzellanservice. Suzes Platz befand sich zwischen Toby und Charles.

Und das Tischgespräch rankte sich zunächst um die üblichen Themen: Urlaubsreisen, Kinofilme, Restaurants, die Frage, ob es angeberisch sei, in der Stadt einen Jeep zu fahren, die Preise der neuesten Küchenherde, die Frage, wie man einen Lotteriegewinn am besten anlegen sollte, und die beste Kaufadresse für hausgemachte Pasta. Nigel und Katie berichteten beinahe synchron über ihre Erfahrungen aus dem Geburtsvorbereitungskurs, den sie gemeinsam besuchten. Dann war Suze von Charles vertrauensvoll angeboten worden, die Kosten für ihre Wohnung durch Umschuldung zu senken. »Dazu müsste ich sie mir natürlich erst ansehen«, fügte er bedeutungsvoll hinzu. Schließlich diskutierten er und Toby während der Nachspeise über Suzes Kopf hinweg ausgiebig über berufliche Fragen. Suze unternahm zumindest einen Anlauf, ein Gespräch mit Katie zu beginnen, indem sie ihr ein Glas Wein anbot. Es blieb allerdings beim Versuch, da Katie erschrocken ihre Hand über das Glas legte und bemerkte: »Das Baby!«

Als Toby sich ihr zuwandte, war Suze deshalb beinahe erleichtert – bis er seine Frage laut heraustrompetete.

»Nun, kleine Susannah, was macht eigentlich dein Liebesleben?«

Auf einen Schlag war es still in der Runde. Sieben Paar Augen richteten sich erwartungsvoll auf sie.

»Alles bestens«, erwiderte sie wenig überzeugend. Und wie ist es bei euch Verheirateten?, war ihr trotzig durch den Kopf geschossen. Ist Sex nach Fahrplan vielleicht automatisch Bestandteil des Heiratsversprechens?

»Immer noch niemand Festes?«, erkundigte sich Bridget wohlmeinend.

»Also ...«

»Du Arme.« Katie legte ihre Hand auf ihren von der Schwangerschaft angeschwollenen Bauch, der ungefähr zwei Handbreit unter ihrem Kinn zu beginnen schien. »Ehrlich gesagt, könnte ich mir jetzt gar nicht mehr vorstellen, mich noch einmal auf dieses ›Und was machen Sie beruflich?‹ oder ›Ob er mich wohl anrufen wird?‹ einzulassen.«

Die anderen Frauen stöhnten bei diesem unsäglichen Gedanken laut auf.

»Erinnere mich nicht daran ...!«

»Diese Ungewissheit ...«

Suze warf trotzig ihr Haar zurück, stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte und protestierte lautstark. »Aber das ist doch gerade das Schöne daran. Wie langweilig, zu wissen, dass man für den Rest des Lebens immer nur mit demselben Mann nach Hause gehen wird. Wenn man ledig ist, gleicht jede Nacht einer Abenteuerreise. Das habt ihr doch sicher noch nicht vergessen? Partys, Clubs, die Spannung, jemanden Neues zu erobern.«

»Oho!«, rief Charles aus und warf Suze einen höchst interessierten Blick zu.

»Trotzdem, es ist nicht dasselbe, nicht wahr, Hugh?« Victorias Hand tätschelte das dickliche Bein ihres Gatten.

»Allerdings nicht«, seufzte dieser, wobei er einen begehrlischen Blick zu Suzes Busen wandern ließ. »Ich meine, natürlich hast du recht. Autsch, Vicky, das hat wehgetan.«

»Das Problem ist doch«, predigte Nigel, »wenn ein Mädchen erst einmal die besten Jahre hinter sich hat, sind die besten Männer bereits vergeben.«

»So ist das Leben«, stimmte Toby zu und strich sich über seine Stirnglatze. »Es gibt eine ganze Menge lediger Kolleginnen jenseits der dreißig bei uns im Büro. Einige davon sehen sogar noch ganz schön appetitlich aus. Ist es nicht so, Charles?«

Charles schwieg einen Moment lang, bevor ein freches Grinsen über sein Gesicht huschte. »Karen Wiggins«, rief er aus. Die beiden Männer lachten schallend.

Suze errötete. »Ich für meinen Teil habe meine besten Jahre noch keineswegs hinter mir«, verteidigte sie sich. »Und ich weiß nicht, was so wunderbar daran sein soll, jemandem die Socken zu waschen und für jemanden Essen zu kochen, der schon dabei ist, die letzten Haare zu verlieren, und den für den Rest seines Lebens nichts anderes mehr interessiert als der tägliche Sportteil der Zeitung.«

Eine unangenehme Stille trat ein. Alle blickten betreten auf ihre Teller.

Dann räusperte sich Hugh. »Was haltet ihr eigentlich von dem Wein?«

Eine Welle des Lobes schlug ihm entgegen, während Suze das dumme

Gefühl hatte, dass sie etwa fünfundneunzig Glas Wein getrunken haben musste, ohne überhaupt etwas von dem Geschmack wahrgenommen zu haben. Sie nippte ostentativ an ihrem Wein und runzelte dann die Stirn. »Vielleicht eine winzig kleine Spur mehr Tannin, dann wäre er perfekt.«

»Wie geht's eigentlich bei der Arbeit?«, schaltete sich Bridget hastig ein. »Suze arbeitet nämlich in der Designabteilung der Werbeagentur Schneider Fox«, erklärte sie Charles. »Was ist denn dein neuestes Projekt, Suze?«

Suze überlegte einen Moment. »Weight Watchers«, sagte sie schließlich. »Diese Woche musste ich die Aufnahmen für die Werbekampagne leiten ... darauf achten, dass sie in das Profil der Firma passt und all so was. Die Idee ist jedenfalls die, dass ein nackter Mann lang gestreckt daliegt. Der Betrachter sieht aus dem Blickwinkel des liegenden Mannes an seinem Körper hinunter – ein dicker, haariger Bierbauch und zwei Füße, die dahinter hervorschauen. Oben ist die Zeile zu lesen: ›Wo steckt er denn?‹« Sie kicherte. »Und unten steht: ›Mit Weight Watchers können Sie ihn wiederfinden.‹ Wie gefällt euch das?«

»Ziemlich kess«, schmunzelte Charles. Seit der offenen Diskussion um Suzes Liebesleben war er sichtlich aufgetaut.

»Dämliche Feministinnensprüche«, beschwerte sich Toby. »Es ist völlig normal, dass ein Mann etwas zulegt, wenn er älter wird.« Er klopfte sich liebevoll auf seinen beachtlichen Bauch.

»Wie Nigel schon ganz richtig bemerkte«, erinnerte ihn Suze mit ernster Stimme. »Wenn du erst einmal die besten Jahre hinter dir hast ...«

Suzes Gedanken an diesen Triumph wurden jäh von einem vertrauten Brummen unterbrochen. Ein Taxi kam einige Meter von ihr entfernt zum Stehen und Suze spurtete eilig darauf zu, um den Türgriff direkt aus der Hand des letzten Fahrgastes entgegenzunehmen.

»Islington«, keuchte sie atemlos und ließ sich auf den Rücksitz fallen, noch bevor der Fahrer sich womöglich entschied, Feierabend zu machen.

»Ach du liebe Güte, Kleines, waren Sie etwa schwimmen?«

Suze wischte sich das Regenwasser von den Augen, wrang ihr

klatschnasses Haar aus und lehnte sich zurück, wobei sie mit ihren durchnässten Sachen geradezu am Sitz festklebte. Ihr gegenüber hing das Werbeschild einer Partnervermittlungsgesellschaft. »Einsam?« fragte es in riesigen Buchstaben. Sie schloss erschöpft die Augen.

Während des nach dem Essen servierten Kaffees hatte Bridget plötzlich ein besorgtes Gesicht gemacht und ihre Hand auf Tobys Arm gelegt und dann war sie aus dem Zimmer gestürzt. Als sie zurückgekehrt war, hatte sie dreingeschaut wie ein aufgeschrecktes Huhn. »Unser Timmylein fühlt sich einsam«, gackerte sie. »Er möchte unbedingt mitfeiern.«

Das Kleinkind wankte herein und starrte aus verschlafenen Augen verwundert einige Sekunden auf die flackernden Kerzen, bevor es in ein ohrenbetäubendes Geschrei ausbrach. Sofort wurde es von einem zum anderen gereicht, auf Schultern getragen, hin- und hergewiegt und schließlich mit der Zeitschaltuhr des Herdes abgelenkt, während die sechs Eltern und werdenden Eltern sich über die Schlafgewohnheiten von Säuglingen bis hin zu den neuesten Windelmarken und Schnabellassen austauschten.

In ihrer Verzweiflung machte sich Suze daran, das schmutzige Geschirr abzuräumen und in die Küche zu bringen. Als sie es gerade unter fließendes Wasser hielt, um es dann in den Geschirrspüler einzuräumen, bemerkte sie, dass Charles ihr in die Küche gefolgt war. Er schloss die Tür und lehnte sich von innen gegen sie, wobei er Suze unverhohlen von oben bis unten mit seinen Blicken maß.

In diesem Augenblick wünschte sich Suze sehnsüchtig, sie hätte nicht gerade das neue, eng anliegende Leopardenshirt angezogen. »Du hast wohl noch nie eine Frau beim Abwaschen gesehen?«, bemerkte sie trocken.

Er stieß ein selbstbewusstes, angetrunkenes Lachen aus. »Was hast du denn am Wochenende vor, du wildes, ungebundenes Mädchen?« Er näherte sich ihr auf Bridgets provenzalischen Küchenfliesen. »Hättest du vielleicht Lust auf einige Tage auf dem Lande? Grüne Felder, ausgiebig frühstücken auf dem Bauernhof, ein gemütliches Himmelbett ... mich. Und das alles ganz unverbindlich.«

Suze starrte auf das Spülwasser, wie es im Kreis herumwirbelte, bevor es in den Abfluss hinabströmte. Gab es wirklich Frauen, die zu einem solchen Angebot Ja sagten? Für einen Moment vergaß sie, dass sie eigentlich eine starke, moderne Karrierefrau war, und wäre am liebsten in Tränen ausgebrochen. Doch sie riss sich zusammen, drehte sorgfältig den Wasserhahn zu und trocknete sich mit dem Geschirrhandtuch die Hände ab. Dann drehte sie sich zu ihm um und sah ihm direkt in die Augen. Charles grinste sie mit einem überlegenen Blick an.

»Ich glaube nicht«, sagte sie kühl. »Danke für die Einladung.«

»Komm schon, du solltest auch einmal ein bisschen Spaß haben.« Er griff nach dem Ende des Geschirrtuches und zog sie zu sich heran.

»Toby sagte mir, dass du wenig Gelegenheit dazu hast.«

»Dann täuscht sich Toby gewaltig«, erwiderte sie mit einer Stimme, die für sie selbst wenig überzeugend klang. »Ich komme schon nicht zu kurz, keine Sorge. Aber wärest du bitte so gut, das Geschirrtuch loszulassen?«

Er hielt es noch einen Moment fest, um ihr zu zeigen, dass er sich von ihr nichts sagen ließ, und warf das Ende dann in einer herablassenden Geste zu ihr zurück. »Selber schuld.«

Als Timmylein endlich wieder in seinem Kinderbettchen verstaut war, spielten sie das Hutspiel. Jeder musste mehrere Namen von berühmten Persönlichkeiten auf einen Zettel schreiben, der dann zusammengefaltet und in einem Hut eingesammelt wurde.

»Ach du liebe Güte!«, kicherte Katie und warf den Männern Hilfe suchende Blicke zu. »Mein Gehirn ist wie leer gefegt. Das muss die Hormonumstellung durch die Schwangerschaft sein.«

»Jeanne d'Arc«, kritzelte Suze auf den Zettel, »Germaine Greer«, »Marie Curie«, »Herodes«.

Dann wurden Zweiergruppen gebildet, von denen jeweils einer einen Zettel aus dem Hut fischen und dem Partner Stichworte zurufen musste, damit dieser die gesuchte Persönlichkeit erriet. Toby, der die Sensibilität eines Autobusses besaß, bestand darauf, dass Suze sich mit Charles zusammentat.

»Da haben wir endlich ein Spiel, das wir zusammen spielen können«, scherzte Suze. »Und du bist nicht mal schlecht mit mir bedient. Ich

gewinne immer.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ich dachte eigentlich, dass ich aus dem Alter heraus bin, Partyspiele zu spielen.«

»Also gut, Kinder.« Toby nahm seine Armbanduhr ab und legte sie vor sich auf den Esstisch. »Suze und Charles fangen an. Ihr habt eine Minute Zeit, um so viele Namen wie möglich zu raten.«

Suze zog den ersten Zettel aus dem Hut und faltete ihn auf: »Hamlet«. Dann wandte sie sich Charles zu, in der Hoffnung, dass er wenigstens nicht auf den Kopf gefallen war.

»Der Prinz von Dänemark?«, fragte sie.

»Äh, Olaf?«

»Weiter. Shakespeare?«

»William.«

»Sein oder nicht sein.«

»Das ist hier die Frage.« Charles wirkte reichlich nervös.

»Heiratete Ophelia nicht.«

Ahnungsloses Schweigen.

»Erstach Polonius.« Suze ergriff verzweifelt eine Gabel und machte eine Stechbewegung. »Hinter dem Vorhang.«

»Hmm. Das ist kompliziert.«

»Ping!«, beendete Toby in diesem Moment ihre Spielzeit.

Um Punkt elf Uhr sprang Victoria plötzlich wie von der Tarantel gestochen auf. »Der Babysitter«, rief sie schuldbewusst aus. Damit hatte sie das Startsignal für den allgemeinen Aufbruch gegeben. Alle schlüpfen eilig in ihre Mäntel, um sich auf den Weg zu machen. Charles übersah Suze geflissentlich und bot ihr mit keinem Wort an, sie nach Hause zu bringen. »Soll ich dir nicht vielleicht doch lieber ein Taxi bestellen, Suze?«, erkundigte sich Bridget mit dem besorgt-freundlichen Tonfall einer Sozialarbeiterin, während sie aus Tobys sicherer Umarmung von der Haustür aus in die stürmische Nacht hinausblickte.

Suze schlug betont lässig den Kragen ihrer Lederjacke hoch. »Wer will denn vor Mitternacht schon nach Hause? Bei mir geht die Party jetzt erst richtig los!«

Und schon war sie mit entschlossenem Schritt in die Dunkelheit verschwunden.

Während sie sich vor Kälte zitternd auf dem Rücksitz des Taxis zurücklehnte, musste Suze beim Gedanken an ihren kühnen Ausspruch seufzen. Seit Monaten war sie auf keiner Party mehr gewesen – jedenfalls auf keiner erwähnenswerten. Sie hatte überhaupt kaum noch Freizeit, da sie regelmäßig zwölf Stunden arbeitete. Wenn sie abends um acht oder neun Uhr von der Arbeit nach Hause kam, hatte sie noch gerade genug Energie, um sich im Supermarkt eine kalorienarme Fertigmahlzeit zu besorgen und diese vor dem Fernseher in sich hineinzuschlingen, bevor sie wie tot ins Bett fiel. Vielleicht hatte Toby ja sogar recht und sie würde wie eine der zahllosen Frauen mittleren Alters enden, die eine künstliche Dauerfröhlichkeit aufsetzten, sich zu Weihnachten einen Christmaspudding in der Portionspackung für den Singlehaushalt in der Mikrowelle zubereiteten und eine Woche lang Trauerurlaub nahmen, wenn ihre Schmusekatze starb.

Aber war das Los der Verheirateten so viel besser? Suze spürte, wie der Zorn wieder in ihr aufstieg. Was gab Bridget und ihresgleichen eigentlich das Recht, so überheblich zu sein? Wer sagte denn, dass sie all den Kram überhaupt wollte – die Küchenarbeitsfläche aus Granit, die Rüschevorhänge, das Hochzeitservice, den italienischen Designerkinderwagen, den ewigen Streit darüber, wer den Müll dieses Mal hinuntertragen sollte, oder die Art und Weise, wie Toby sie sein ›altes Mädchen‹ nannte und sich pausenlos über den Ärger im Büro ausließ, während die gesamte Hausarbeit wie selbstverständlich an Bridget hängen blieb.

Aus dem Autoradio des Taxis tönte gerade eine Oldiesendung. ›All the leaves are brown, and the sky is grey‹, sangen The Mamas and the Papas: die Musik der Generation ihrer Eltern, die sie aus ihrer eigenen Kinderzeit noch kannte. Sie weckte in ihr die verklärte Erinnerung an verzauberte Partys, bei denen sie schläfrig auf einem aus kuscheligen Kunstfelljacken gebauten Lager gelegen und das Geschehen aus müden Augen beobachtet hatte. Sie erinnerte sich noch gut an den Geruch nach Zigaretten, den Lärm und auch daran, wie sich der Stoff des Samtkleides ihrer Mutter angefühlt hatte, wenn diese sie hochgehoben und zur Musik durch die Luft gewirbelt hatte. Ihre Eltern waren damals bereits verheiratet gewesen, dennoch hatte sie eine Atmosphäre voller

Leidenschaft, Freundschaft und Ausgelassenheit umgeben.

»I'd be safe and warm if I was in L. A. ...«

Ha! Schön wär's. Suze wischte sich ein Guckloch auf die beschlagene Scheibe, schirmte ihre Augen mit beiden Händen ab und schaute hinaus. Sie hatten die Liverpool Road erreicht. Dunkle, geschlossene Läden und aufgestapelte Abfallsäcke, die sich im Regen aufzulösen begannen, starrten ihr entgegen. Der Blumenladen fiel ihr ins Auge. Sie beschloss, am nächsten Morgen Bridget gleich als Erstes einen großen Blumenstrauß zu schicken, um ihr kratzbürstiges Verhalten wiedergutzumachen. Schließlich hatte das Essen wirklich köstlich geschmeckt.

»Hier links«, rief sie nach vorne zum Taxifahrer. »An der dritten Laterne können Sie mich rauslassen.«

Als der Wagen hielt, sprang sie hinaus und schob einen Geldschein durchs Fahrerfenster. Da sie vollkommen durchgefroren war, wartete sie nicht aufs Wechselgeld, sondern eilte sogleich die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

Drinnen angelangt, entledigte sie sich als Erstes der durchnässten Kleider, warf sie ins Badezimmer und rubbelte sich mit einem Handtuch die Haare trocken. Dann wickelte sie sich fest in einen scharlachroten Herrenmorgenmantel aus Kaschmir, den sie einmal auf einem Second-Hand-Markt erstanden hatte. Einen Blick in den Spiegel werfend, gab sie sich der Illusion hin, dass ihr eine tragische Tolstoische Romanheldin – zu leidenschaftlich und gleichzeitig zu zartbesaitet für diese Welt – entgegensah. Aber nichts dergleichen. Es war immer noch die gleiche Suze: das nasse Haar in Strähnen, die haselnussbraunen Augen von verwischter Mascara umrandet, eine eigentlich fein geschnittene Nase, zu der allerdings ihr großer Mund mit den lebhaft geschwungenen Lippen in deutlichem Kontrast stand. Salopp gesagt: Das Produkt entsprach in keinsten Weise dem gewünschten Image. Mit einem lauten Klicken schaltete sie trotzig das Badezimmerlicht aus.

Es war noch immer vor Mitternacht und das ganze lange Wochenende lag noch vor ihr. Langsam streifte sie ziellos durch die Wohnung auf der Suche nach Ablenkung. Mit dem Finger fuhr sie über ihre Video- und CD-Sammlung und klimperte auf der Tastatur ihres

Computers. Dann fiel ihr Blick auf eine Flasche Wodka, die sie beim letzten Werbeprojekt geschenkt bekommen hatte. Schließlich öffnete sie den Kühlschrank, überlegte, ob sie einen klebrigen Fertiggaramellpudding essen sollte, entschied sich jedoch dagegen. Wenn doch morgen nur nicht Samstag wäre, dann könnte sie wie immer ins Büro gehen.

Als das Telefon klingelte, hätte sie den Hörer küssen können. Es war Harry Fox, ihr Chef, der mit einem lautstarken australischen Akzent ins Telefon brüllte.

»Wo in aller Welt haben Sie gesteckt?«

»Ich war aus. Aber ich hatte meinen Anrufbeantworter angestellt ...«

»Ich halte nichts von diesen Maschinen«, unterbrach er sie kurzerhand. »Hören Sie, Suze, ich habe da einen wichtigen Auftrag für Sie. Was halten Sie von vier Wochen New York?«

Um Punkt halb acht trat Lloyd Rockwell aus dem Appartementgebäude in der zweiundsiebzigsten Straße West, in dem er wohnte, und machte sich auf den Weg zur U-Bahn-Station.

Es war ein warmer und sonniger Junimorgen, die Luft war klar und der Himmel strahlte frisch und sauber, als sei er gerade poliert worden. Rockwell schritt guten Mutes aus, wobei ihm ins Auge fiel, wie die sich scharf abzeichnenden Schattenlinien auf dem Bürgersteig die Geometrie der Stadt widerspiegelten. Wie an jedem Tag lächelte er Mrs Grumbach und ihrem Dackel zu und grüßte die Koreanerin, die wie jeden Morgen ihre Eimer mit Blumen auf den Gehsteig hinausstellte. Am Broadway wartete er, bis die Fußgängerampel auf Grün umsprang, und überquerte die Straße in Höhe des Obstgeschäftes.

An diesem Tag waren vor dem Laden Berge von goldgelben Melonen aufgestapelt, die aus der Türkei, aus Marokko oder aus Südfrankreich eingeflogen worden waren und die New Yorker an ihr gottgegebenes Recht auf Leben, Freiheit und Konsum erinnerten. Als er das exotische Aroma der Früchte einatmete, verspürte Lloyd Rockwell den Wunsch in sich aufsteigen, einen ganzen Beutel voll für Betsy zu kaufen und die saftigen Früchte gemeinsam mit ihr zu genießen. Doch die Melonen kosteten fünf Dollar das Stück und Betsy und er hatten ein drakonisches Sparprogramm beschlossen, solange sie mit ihrer Doktorarbeit über die englische Schriftstellerin Jane Austen noch nicht fertig war. Also widerstand er der Versuchung, ging zu seinem gewohnten Zeitungsstand hinüber, zog das abgezählte Kleingeld aus der Tasche seines Regenmantels (der Wetterbericht hatte vorausgesagt, dass im Laufe des Nachmittags Regenschauer aus dem Süden aufziehen würden) und kaufte sich die New York Times, die er sorgfältig in die Außentasche seiner Aktenmappe schob. Dann stieg er in die stickigen Tiefen der U-Bahn hinunter.

So muss es in der Hölle sein, schoss es ihm dabei durch den Kopf. Das grell-kalte Licht, die verbrauchte Luft, die strengen Gerüche, das Gedränge der Menschen mit ihren verschlossenen Gesichtern, die zwar dicht an dicht standen, aber nie wirklich miteinander kommunizierten.

Im Alter von vierzehn Jahren hatte Lloyd im Lateinunterricht bei einem Lehrer, der später wegen Drogenmissbrauchs auf dem Schulgelände vom Dienst suspendiert worden war, Vergils Aeneis gelesen. Zwei Dinge waren ihm im Gedächtnis haften geblieben: das lateinische Wort quercus, das eine bestimmte Eichensorte bezeichnet, die er nie in seinem Leben irgendwo gesehen hatte, und Vergils schonungslos düsteres Bild von der Hölle, in der die Seelen gequält wurden, indem sie immer und immer wieder das Gleiche tun mussten ohne jede Hoffnung auf Erlösung. Dieses Bild kam ihm in der letzten Zeit erschreckend häufig in den Sinn.

Die U-Bahn war wie immer brechend voll, aber Lloyd gelang es diesmal tatsächlich, ganz vorne im Wagen einen Sitzplatz zu ergattern. Er bemühte sich gerade, seine Beine aus dem Gang zu ziehen, als eine Frau ihre Aktentasche neben seinen Füßen auf dem Boden abstellte und sich an der Griffstange über ihm festhielt. Als der Zug sich schwankend in Bewegung setzte, rutschte ihr Mantel auf und brachte einen ziemlich dicken Bauch zum Vorschein, der sich nur wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt vorwölbte. Ob die Frau wohl schwanger war, fragte sich Lloyd insgeheim, oder einfach nur ziemlich dick? Er befand sich wieder einmal in einem Dilemma. Sollte er ihr seinen Platz anbieten? Es schien das Einfachste auf der Welt zu sein, aber was, wenn sie womöglich gar nicht schwanger war? Würde sie es am Ende als sexistisch empfinden, wenn er nur aufgrund ihres Geschlechtes seinen Platz für sie räumte? Oder was war, wenn sie gar darauf käme, dass er ihre Dickleibigkeit entdeckt hatte, und es nur deshalb tat? Und falls sie doch schwanger sein sollte: Würde sie es trotzdem als beleidigend empfinden, dass ein Mann es ihr in ihrem Zustand nicht mehr zutraute, die paar Minuten zu stehen? Das Leben schien inzwischen voller solcher Fallen zu sein. Lloyd erinnerte sich noch allzu gut an ein Mädchen, das ihm den Tennisschläger auf den Kopf geschlagen und ihn als »Chauvinist« beschimpft hatte, nur weil er ihr die Tür zum Clubhaus aufgehalten hatte. Lloyd löste sein moralisches Problem, indem er an der nächsten Haltestelle den Platz – unter dem Vorwand auszusteigen – freimachte, um dann in den nächsten Wagen wieder einzusteigen.

Er konzentrierte sich nun auf das, was ihn an diesem Vormittag bei

der Arbeit erwartete. Er mochte diese Phase persönlich am liebsten: wenn die Recherchen abgeschlossen, die Konkurrenz eingeschätzt war, das Brainstorming mit den Kollegen stattgefunden hatte und es nun ganz allein seine Aufgabe war, aus den vorliegenden Ergebnissen einen knappen und treffenden Slogan zu machen. ›Wir müssen alle zupacken.< – ›Komm ins Marlboro-Land.< – ›Ich bin ein Berliner.< Er fühlte sich im Grunde seines Herzens immer noch als Werbetexter, auch wenn er inzwischen in eine ganz andere Position aufgestiegen war. Ob man Politik, Jeans, Aufklärung über Aids oder Seife verkaufen wollte – es kam letztendlich immer darauf an, den richtigen Slogan zu finden. Und der kreative Umgang mit Worten war Lloyds eigentliche Welt.

An diesem Tag ging es um einen Schuhhersteller aus Montana, dessen Firma in den Siebzigerjahren unter dem Namen Sam & Martha als ökologisch orientierte Hippie-Kommune angefangen hatte. Durch einen Modetrend war es plötzlich der letzte Schrei geworden, sich in den Turnschuhen aus ungebleichtem Baumwollstoff zu zeigen. Die Kinder in Harlem trugen sie ebenso wie Andie MacDowell, die für einen Artikel in der Zeitschrift Vanity Fair auf ihrer Ranch mit diesen Schuhen fotografiert worden war. Sam & Martha waren inzwischen aus ihrer Haschisch-Trance erwacht, hatten sich die Haare schneiden lassen, sich einen gehobeneren Standort für ihre Firma gesucht und waren nun so weit, mit Nike und Reebok gleichzuziehen. Insgeheim war Lloyd jedoch davon überzeugt, dass sie damit übers Ziel hinausschossen. Er wollte vielmehr die erfrischende Unverbrauchtheit, die das Image der Firma prägte, für die Vermarktung nutzen, indem er in einer Serie von Fernsehspots und Werbeanzeigen alltägliche Situationen unter dem Motto ›Der Mensch in seinem Lebensumfeld< zeigte. Es wurde oft behauptet, dass Werbung nichts anderes als eine weiterentwickelte Form der Lüge sei, aber Lloyd Rockwell war genau vom Gegenteil überzeugt. Seiner Meinung nach war die Werbung am erfolgreichsten, die der Realität am nächsten kam. Er fand mit dieser Einstellung allerdings lange nicht bei allen Kollegen Zustimmung.

Jemand musste den Chefs von Sam & Martha erzählt haben, dass sich Lloyd die Werbekampagne für die Passion-Fluglinie ausgedacht hatte, denn ihm war mitgeteilt worden, dass sie mit dieser Botschaft ›wirklich

etwas anfangen konnten und sie ihn persönlich kennenlernen wollten. Lloyd Rockwells Kollegen hatten ihn die ganze Woche über damit aufgezo-gen, dass er in Sandalen zu dem Treffen erscheinen und jeden mit ›Hey, Mann‹ ansprechen müsse. Lloyd hatte nur wortlos seine perfekt geknotete Brooks-Brothers-Krawatte zurechtgezogen. Sehr lustig.

Falls Sam & Martha auf sein Konzept ansprangen, würde die gesamte Werbeagentur an seinem Erfolg teilhaben. Lloyd würde der ›Mann des Monats‹ werden und ein ganzes Team von Designern, PR-Leuten, Werbespot-Regisseuren und Presseagenten würde auf das Projekt losgelassen werden. Falls der Kunde allerdings nicht anbeißen sollte, wäre Lloyd für den Verlust eines ganzen Batzens von Geld und Zeit verantwortlich. Er spielte dieses Lotteriespiel mehrmals im Jahr. Und normalerweise erwachte er an den Tagen, an denen er sein Projekt zu präsentieren hatte, unruhig und den Kopf voller wirrer Ideen. Doch an diesem Tag war alles anders.

Obwohl er sich äußerlich nicht von den üblichen Freitagen unterschied, war es doch ein ganz besonderer Tag für ihn. Für die nächsten vier Wochen sollte es der letzte sein, an dem er in die düsteren Tiefen der U-Bahn hinabstieg, um sich von einem unsichtbaren, aber dennoch spürbaren Band alltäglicher Routine morgens zur Arbeit und abends wieder nach Hause zurück zerrren zu lassen. Bereits am bevorstehenden Wochenende, in weniger als achtundvierzig Stunden, würde Lloyd ein Flugzeug nach London besteigen und dort die nächsten vier Wochen in der Wohnung eines Fremden wohnen und dessen Job tun. Betsy würde ihn nicht begleiten können, da sie an ihrer Doktorarbeit saß, aber gerade die Tatsache, sich ganz alleine in das Abenteuer zu stürzen, verlieh dem Ganzen einen zusätzlichen Reiz. Er würde auf den Spuren von Charles Dickens durch London wandeln, im Ritz eine Teestunde einlegen, auf der Westminster Bridge stehen und der Themse nachschauen, wie sie sich träge unter ihm fortwälzte. Und natürlich würde er auch mit den berühmten knallroten Doppeldeckerbussen fahren, sich einen Lieblingspub mit einer alten Eichenholzdecke suchen und endlich einmal herausfinden, wie Yorkshirepudding wirklich schmeckte. Er würde die Frauen mit ihren

extravaganter Hüte bewundern und über die Männer schmunzeln, die samt und sonders Tweedjacken trugen und Pfeife rauchten. Jeder hatte dort drüben natürlich einen eigenen Garten und einen Hund und man würde pausenlos über das Wetter sprechen. Da die Briten bekanntermaßen die Form der Ironie meisterhaft beherrschten, durfte man nichts von dem, was gesagt wurde, wörtlich nehmen. Während sich Lloyd im U-Bahn-Wagen umschaute, durchströmte ihn ein angenehmes Gefühl der Befreiung. Er mochte äußerlich dieser Herde von Pendlern gleichen – ordentlicher Geschäftsanzug, polierte Schuhe, Aktentasche –, aber in seinem Herzen war er ein Romantiker in Reinkultur.

In einem Monat wurde er fünfunddreißig und er hatte seine Zukunft bereits fest geplant – überzeugt davon, dass es ein äußerst vernünftiger und gelungener Plan war. Doch wie dem Heiligen, der darum betete, tugendhaft zu werden – aber bitte nicht sofort! –, gefiel Lloyd die Vorstellung, sich vorher noch einmal auf ein letztes großes Abenteuer einzulassen.

Er hatte sich inzwischen bereits zum dritten Mal für das Schneider-Fox-Austauschprogramm beworben. Das erste Mal hatte man ihn abgelehnt, weil er noch nicht genügend Erfahrung besaß; das zweite Mal, weil er in der Zwischenzeit zu wertvoll für das Unternehmen geworden sei. Dieses Jahr war ihm das große Los einfach in den Schoß gefallen. Zudem hatte Julian Jewel – Lloyds Austauschpartner auf der anderen Seite des Atlantiks – großzügigerweise nicht nur sein Büro, sondern auch sein Londoner Appartement zur Verfügung gestellt, auch wenn er selbst in New York in einem Hotel wohnen wollte. Jewel hatte am Telefon eigentlich ganz nett geklungen. Und: Was konnte der Bursche innerhalb von vier Wochen schon Schlimmes anstellen? Lloyd konnte sich beruhigt zurücklehnen und voller Vorfreude von England träumen.

Er hatte sich diesen Austausch wirklich verdient. In seinem ersten Jahr auf der Highschool war er ausgewählt worden, um ein Jahr auf der Winchester School in England zu verbringen. Er hatte das ganze Frühjahrssemester damit verbracht, immer und immer wieder die Informationsbroschüren zu studieren, die ihm zugesandt worden

waren. Auch wenn dabei manches Mal in ihm der Verdacht aufgekommen war, dass man sich darin ein wenig über die tumben Amerikaner lustig machte, so hatten die exotisch anmutenden Abbildungen dennoch einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausgeübt: junge Männer, die mit steifen Hemdkragen und Fräcken durch klerikal aussehende Gebäude wandelten; ein Stundenplan, auf dem nicht nur Altgriechisch, sondern auch Cricket stand, sowie eine Auflistung der einzelnen Kleidungsstücke der Schüleruniform, die sich mindestens so aufregend las wie die Garderobe eines Transvestiten. Die Schüler bezeichneten sich als ›Wykehamists‹ – eine exotisch klingende Wortschöpfung, die Lloyd sich immer wieder auf der Zunge hatte zergehen lassen.

Doch in diesem Sommer war es passiert. Der Skandal ereignete sich im Mai. Lloyd wurde unverzüglich aus seiner traditionsreichen Schule in Neuengland abbeordert, verbrachte eine unruhige Zeit bei seinen aufgeregten Großeltern und flüchtete dann mit seiner Mutter nach Kalifornien. Mit siebzehn war seine unbeschwerte Jugendzeit ein für alle Mal zu Ende. Er hatte sich stets bemüht, nicht zurückzuschauen. Aber dem Gedanken an die Winchester School haftete auch in der Erinnerung noch ein besonderer Glanz an. Und jetzt hatte er das Gefühl, als würden ihm einige seiner verlorenen Jugendträume wiedergeschenkt.

Bei der Haltestelle Christopher Street stieg Lloyd aus und wurde mit der Menschenmenge ans Tageslicht hinaufgespült. Er wandte sich dem Hudson River zu und folgte den baumbeschatteten Straßen des Stadtteils. Dabei bemühte er sich, das Gefühl wehmütiger Erinnerung zu unterdrücken, Erinnerung an die verrückten Boutiquen, die Zen-Buchläden und die Künstlercafés, wo die Studenten der New York University bei ernsten Gesprächen über die Theorien Nietzsches und einem Espresso aus Styroporbechern miteinander flirteten. Es kam ihm so vor, als sei ein halbes Leben vergangen, seit er zu ihnen gehört hatte. Als er die Hudson Street erreichte, schlug ihm der Lärm des Autoverkehrs entgegen und der Wind trug vom gegenüberliegenden Ufer des Flusses einen Hauch von chemischen Gerüchen der dortigen Industrieunternehmen in seine Nase. Dann tauchte das Gebäude von

Schneider Fox vor ihm auf: ein massiver Block aus hellem Granit, dessen grandioses Chromportal im Sonnenlicht des Morgens gleißte. Lloyd bezeichnete das Bürogebäude wegen seiner kolossalen Ausmaße und der beinahe mörderisch effizienten Klimaanlage heimlich als »Winterpalast«. Schneider Fox belegte mit seinen Büros lediglich zwei Stockwerke in der Mitte des Gebäudes: der magere Belag eines gigantischen Sandwiches. Lloyd versuchte sich auszumalen, wie wohl das Bürogebäude der Londoner Firma aussah. Vor seinem geistigen Auge entstand das Bild von über die Jahre nachgedunkelten Holztäfelungen, hoffnungslos altmodischen Schreibmaschinen und von Monokel tragenden Originalen, die hilflos »Wie? Was?« vor sich hinstammelten.

Er betrat den eleganten Fahrstuhl und während er dem gewohnten Surren des Aufzuges lauschte, ging er in Gedanken den vor ihm liegenden Tag noch ein letztes Mal durch, bevor es ernst wurde. Zunächst musste er die Aufnahmen für die Präsentation abholen, dann waren die Präsentationsmappen zu vervollständigen und schließlich hatte er sich noch um einige Kunden zu kümmern. Außerdem musste er mit Sheri noch einmal die Projekte durchgehen, die sie während seiner Abwesenheit zu betreuen hatte. Aber am wichtigsten war, dass mit der Passion-Kampagne nichts schiefging. Sonst würde er keinen Job mehr haben, wenn er aus London zurückkehrte.

Die Türen des Lifts öffneten sich lautlos und gaben den Blick in die Empfangshalle frei, die in einem modischen, blaugrünen Grauton gehalten war. Das Auge wurde automatisch zu der großen Glaswand am anderen Ende des Raumes geleitet, durch die man eine atemberaubende Aussicht auf die Bucht mit der Freiheitsstatue hatte, die wie eine blassgrüne Göttin in den Himmel ragte. Der gewaltige Empfangstresen – ein riesiges, aus einem Stück ökologisch angebautem Plantagenholz geformtes S für Schneider – war zu dieser frühen Stunde noch unbesetzt. Ein zierliches Blumengesteck war alles, was das Auge von der schlichten Formgebung des Tisches ablenkte. Daneben befand sich eine postmoderne Skulptur aus Plexiglas und Tierhaaren, die einen Fuchs darstellen sollte. Im ganzen Raum waren keinerlei Hinweise auf den Firmennamen Schneider Fox zu finden: keine Poster, keine

Auszeichnungen, kein Firmenlogo – lediglich die neueste Ausgaben der führenden amerikanischen Magazine, The New Yorker, The Economist und Fortune, die höchst dekorativ fächerförmig auf einem niedrigen Schiefertischchen angeordnet waren. Die Botschaft war klar: Die Firma Schneider Fox war so bekannt, dass sie es nicht nötig hatte, Reklame für sich zu machen.

Die meisten Mitarbeiter erschienen erst später zum Dienst, sodass es noch sehr ruhig im Hause war. Lloyd tippte seinen Sicherheitscode in die Zahlentastatur ein, die in den Stahlrahmen der Eingangstür eingelassen war, und begab sich in sein gläsernes Büro, dessen Größe seinem Status innerhalb der Firma angemessen war. Wenn er als kleiner Junge das beeindruckende Büro seines Vaters mit dem Respekt einflößenden Chefsessel in der Wall Street betreten hatte, in dem es nach teuren Zigarren roch und von dienstbeflissenen Sekretärinnen nur so wimmelte, hatte er sich stets gefragt, ob er jemals eine ebenso bedeutende Position bekleiden würde. Inzwischen hatte er es geschafft. Er stellte seine Aktentasche auf den Boden, hängte sein Jackett auf den Kleiderbügel aus poliertem Stahl und gab die Codenummer in seinen Computer ein, mit dem er seine E-Mail-Post verwaltete. Das meiste war unwichtiges Zeug, darunter auch der tägliche Witz. Frage: >Wie viele Werbefachleute braucht man, um eine Glühbirne zu wechseln? Antwort: Zwölf – einen zum Wechseln der Birne und elf, um den Vorgang zu erklären.<

Lloyd löschte den Großteil der eingegangenen Botschaften und sicherte nur einige wenige, um sie später zu bearbeiten. Dann ging er auf die Suche nach Dee Dee, die versprochen hatte, an diesem Tag früher zu kommen.

Dee Dee war eine untersetzte junge Frau aus Queens, deren Mutter schwerbehindert war und die sich so unmodisch kleidete, dass es fast unheimlich war. Lloyd hatte sie aus einer Gruppe von zwanzig topmodisch gestylten Bewerberinnen ausgesucht und mit seiner Wahl recht behalten. Dee Dee arbeitete unermüdlich, war überaus weitsichtig in dem, was sie tat, vergaß nichts, lachte über seine Witze und war nie schlecht gelaunt oder mürrisch. Bereits nach kurzer Zeit hatte sie ihre Aufgaben fest im Griff gehabt und Lloyd dachte mit einer Träne im

Knopfloch daran, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis ihre Beförderung anstand.

Er fand sie in dem kleinen Besprechungsraum, wo sie gerade dabei war, alles Nötige für das Sam-&-Martha-Projekt zusammenzustellen.

»Ihr letzter Tag heute, was?«, fragte sie, während sie die Fotos in Klarsichthüllen schob. »Ich habe Ihnen zur Feier des Tages etwas mitgebracht.« Sie wies mit dem Kopf auf eine braune Papiertüte. »Ein Mandelcroissant – eine Spezialität von Balducci.«

»Oh.« Lloyd hielt die Tüte in der Hand, unentschlossen, ob er den verlockenden Inhalt sofort essen sollte, obwohl er eigentlich noch satt vom Frühstück war.

Dee Dee las seine Gedanken amüsiert von seinem Gesicht ab. »Sie müssen es nicht jetzt sofort verspeisen, Lloyd. Aber Sie wissen doch selbst, wie unleidlich Sie werden können, wenn Sie zwischendurch nicht einen kleinen Imbiss bekommen. Ich werde das Croissant in Ihrer Aktentasche verstauen.«

Sie schob entschlossen alle Präsentationsmaterialien in eine Mappe, legte die Papiertüte obenauf und ging voran in Lloyds Büro. »Ich finde Ihr Konzept für Sam & Martha einfach genial«, sagte sie.

Lloyd warf ihr einen zweifelnden Blick zu. »Sie sind heute Morgen aber auffallend fürsorglich zu mir«, meinte er trocken. »Sagen Sie bloß noch, dass Sie mich vermissen werden! Wo Sie doch den großen Julian Jewel als Ersatz bekommen.«

Sie mussten beide lachen, als der Name fiel.

»Und Sheri«, ergänzte Dee Dee wenig begeistert.

»Und Sheri«, bestätigte Lloyd. »Sie wird während meiner Abwesenheit die Dinge in die Hand nehmen. Und ich bin sicher, Sie werden ihr dabei eine ebenso wertvolle Hilfe sein wie sonst mir.«

»Selbstverständlich.« Dee Dee verstaute mit einem winzigen Seufzer die Unterlagen in Lloyds Aktenmappe, während er in sein Jackett schlüpfte und sich im spiegelnden Glas eines gerahmten Posters betrachtete.

»Na, wie sehe ich aus?«

Dee Dee verdrehte die Augen. »Blendend wie immer. Wie Clark Kent ohne Brille.« Sie reichte ihm die Aktentasche. »Vergessen Sie nicht, Ihr

Krypton mitzunehmen.«

Lloyd setzte an, ihr zu erklären, dass Krypton gerade das war, was Superman am wenigsten brauchen konnte. Aber der Gedanke erschien ihm dann doch zu pedantisch. Er war im Büro als kopflastig verschrien, seit er ausgeplaudert hatte, einen Roman von Henry James bereits gelesen zu haben, bevor dieser in Hollywoodmanier verfilmt worden war.

Bis zur Mittagspause hatte er die Leute von der Schuhfirma von seinem Konzept überzeugt. Er hatte allerdings keine Zeit, zu Mittag zu essen. Und Dee Dee hatte recht damit gehabt, dass er zu regelmäßigen Hungerattacken neigte. Während er im Aufzug abwärts fuhr, verschlang er daher das Croissant in drei Bissen, klopfte sich die Krümel von der Jacke und eilte zurück zu Schneider Fox. Auf seinem Computermonitor fand er einen Haftzettel mit einer Botschaft in Dee Dees Handschrift kleben: »Bernie möchte Sie dringend sprechen. Keine Ahnung, worum es geht.«

Lloyd durchzuckte ein Schreck. Es war äußerst unüblich für Bernie, dass er jemanden sprechen wollte. Als Einziger der ganzen Belegschaft verfügte er über ein abgeschlossenes Büro ohne durchsichtige Glaswände und mit einer Tür, die er hinter sich schließen konnte. Die Kommunikation mit seinen Angestellten erfolgte fast ausschließlich auf schriftlichem Weg, weshalb er ständig ein Diktafon mit sich herumtrug. Dies war allerdings lediglich eines seiner Machtinstrumente, die seine Untergebenen stets daran erinnern sollten, dass sie – wie groß auch immer ihr Erfolg sein mochte – niemals nur annähernd so viele erfolgreiche Werbekampagnen auf den Weg bringen oder so viele Millionäre als Duzfreunde haben würden wie er.

Bernie Schneider war in der Werbewelt längst zu einer Art Legende geworden. Er stellte das Enfant terrible schlechthin dar, denn er hatte es als Erster gewagt, eine nackte Frau in der amerikanischen Werbung zu zeigen. Er war der Verrückte, der auf die Idee gekommen war, als Reklame für einen Klebstoff ein richtiges Auto auf eine Plakatwand zu kleben. In den goldenen Siebzigern hatte er zunächst ausgiebig Drogen, Mädchen und Motorrädern gefrönt, bevor er zu Häusern, Ehefrauen und einer eigenen Firma übergegangen war. Nun hatte er

bereits die sechzig hinter sich gelassen und kultivierte sein Ego in jeder Beziehung.

Lloyd holte noch einmal tief Atem, bevor er an Schneiders Tür klopfte und das Büro betrat, das mit hellem Teppichboden ausgelegt war und die Ausmaße eines Ballsaales hatte. Der Raum hatte auf zwei Seiten einen atemberaubenden Ausblick. Die übrigen Wände zierten teure zeitgenössische Kunst sowie Plakate aus der Zeit, als Bernie Schneider noch ein Designer-Guru gewesen war. In einer Ecke des Raumes plätscherte ein Springbrunnen leise vor sich hin, während in einer anderen Ecke ein alter zerbeulter New Yorker Hydrant auf einem Marmorsockel thronte. »Damit ich meine ärmliche Jugendzeit in Brooklyn nie vergesse«, pflegte er seinen Kunden zu erzählen – was meist seine Wirkung nicht verfehlte, aber völlig aus der Luft gegriffen war, da Schneider in Wirklichkeit in Hoboken das Licht der Welt erblickt hatte. Schräg in den Raum hinein ragte die gigantische Grabsteinplatte seines Schreibtischs. Dahinter saß ein Mann von gewichtiger Erscheinung, der in einen teuren Anzug gekleidet war und dessen unruhige Augen von grauen Locken umrahmt wurden, die sich oberhalb der Stirn langsam lichteten. Auf dem Schreibtisch stand neben einem Telefon lediglich ein weißer Teller mit kunstvoll dekorierten Obststückchen. Da Schneider kein Kostverächter war, hatte er bereits jede erdenkliche Diät ausprobiert, war aber schließlich zu der erschütternden Erkenntnis gelangt, dass nur eine einzige Maßnahme gegen Übergewicht half: nämlich weniger zu essen.

»Bernie«, begann Lloyd eine Spur zu verbindlich. »Was kann ich für Sie tun?«

Schneider zeigte einladend auf eine schwarze Ledercouch. Dann pickte er ein Stückchen Ananas mit einem Zahnstocher auf, musterte es zweifelnd und steckte es dann in den Mund. Ohne auf Lloyd Rücksicht zu nehmen, kaute er langsam und genüsslich.

»Schlechte Nachrichten«, sagte er schließlich. »London hat echte Probleme. Sie haben Julian Jewel verloren, und zwar ohne jede Vorwarnung. Sturm & Drang hat ihm ein Angebot gemacht, dem er einfach nicht widerstehen konnte: doppeltes Gehalt und einen knallroten Ferrari vor seiner Haustür.« Schneider runzelte die Stirn.

»Meine Güte, ausgerechnet einen Ferrari. Der ist doch von vorgestern.«

Lloyd starrte ihn ungläubig an. »Julian hat die Firma verlassen? Aber ich habe erst gestern noch ausführlich mit ihm gesprochen. Über den Job, die Wohnung, wann der Müll abgeholt wird und so weiter. Und er sagte ...«

»Er hat gelogen.« Schneider hörte gar nicht mehr zu. »Sie wissen doch, wie diese Engländer sind, vor allem die kreativen Künstlertypen. Er ist gegangen. Das war's. Ende der Geschichte.«

Lloyd saß schweigend da und verdaute langsam die Nachricht. »Heißt das, dass der Austausch ins Wasser fällt?«

»Es sieht ganz so aus. Aber am Ende ist es vielleicht gar nicht so schlecht.« Schneider musterte Lloyd aufmerksam. »Vier Wochen sind eine ziemlich lange Zeit. Vielleicht wäre es nicht gut gewesen, die Zügel so lange aus der Hand zu geben.« Er pickte sich eine Beere auf den Zahnstocher, drehte sie einen Moment lang zwischen den Fingern und verspeiste sie dann.

»Haben Sie dabei eine ganz bestimmte Sache im Auge?«, wollte Lloyd wissen.

»Worauf wollen Sie hinaus, Lloyd?«

»Es läuft doch zurzeit alles bestens. Die Kunden sind zufrieden, wir schreiben schwarze Zahlen und die Honorare steigen.«

»Gilt das auch für das Passion-Projekt?«

»Das gilt ganz besonders für dieses Projekt.«

Für einige endlos lange Sekunden hielt Lloyd dem unerbittlichen Blick seines Chefs stand.

»Das wär's dann.« Schneider tupfte sich den Mund mit einer blütenweißen Serviette ab, auf der er einen tiefroten Fruchtsaftfleck hinterließ. Dann blickte er auf seine Armbanduhr. »Verdammt«, entfuhr es ihm, »ich komme noch zu spät zu meinem Astrologen.«

Lloyd verabschiedete sich und ging durch die offenen Büroräume zurück, wobei ihn ein Gefühl ohnmächtiger Wut übermannte, so als habe ihm jemand die Tür vor der Nase zugeschlagen. Zurück an seinem Arbeitsplatz, setzte er sich zunächst einmal in seinen Schreibtischsessel und starrte eine Weile tatenlos vor sich hin. Die Verzweiflung lähmte ihn

buchstäblich. Dann griff er zum Telefon. Es gab nur einen einzigen Menschen, der ihn in dieser Situation verstehen würde.

Nach mehrmaligem Läuten meldete sich eine Stimme. »Sie splechen mit chinesisches Wäschelei Fleck-Weg.«

Lloyd musste unwillkürlich lächeln. »Woher wusstest du, dass ich es bin, Jay?«

»Das wusste ich nicht. Aber es ist ein lausiger Tag heute und ich habe die Nase gestrichen voll.«

»Komisch, das geht mir genauso. Hast du nach der Arbeit schon was vor?«

Ein tiefer Seufzer drang vom anderen Ende der Leitung an sein Ohr. »Ich werde meine Millionen zählen und ein paar Hollywoodgrößen vorsprechen lassen, um die Idealbesetzung für meinen neuen Film zu finden. Na ja, du weißt schon, die übliche Routine.«

»Sehr gut. Dann treffen wir uns gegen sechs bei Kiki.« Lloyd fühlte sich schon erheblich besser, als er den Telefonhörer auflegte.

»Bei Kiki?«, ließ sich eine amüsierte Stimme vom Gang her hören. »Ich wusste gar nicht, dass du ein so ausschweifendes Leben führst.«

»Ah, Sheri, du bist's.« Lloyd setzte sich in seinem Stuhl auf. »Komm doch herein.«

Sie war seiner Aufforderung bereits zugekommen und legte auf ihre selbstbewusste Weise eine Videokassette in seinen Rekorder ein, während sich ihr Parfum im Raum verteilte. Wie immer wies bereits die extravagante Garderobe darauf hin, dass Sheri Crystal eine erfolgreiche Geschäftsfrau war, wobei ihre betont feminine Ausstrahlung die meisten Männer nervös machte. Während sie sich über den Rekorder beugte, war es einfach unmöglich, ihre langen Beine und die ansprechende Figur, die sich unter dem knappen Rock abzeichnete, zu ignorieren. Lloyd hatte niemals um eine Assistentin gebeten und er war auch nie gefragt worden, ob er eine bräuchte. Schneider hatte ihm Sheri vor etwa drei Monaten einfach zugewiesen wie ein unerwartetes Geburtstagsgeschenk.

Sheri schob einige Akten beiseite, setzte sich auf die Schreibtischkante und startete das Band. »Hast du das hier gesehen, Lloyd?«, seufzte sie. »Es ist entsetzlich!«

»Ich glaube nicht. Ist es vielleicht der neueste Bertolucci?«

Sheri begriff seine Bemerkung nicht sofort, gab dann aber ein kleines höfliches Lachen zum Besten und fuhr fort: »Es handelt sich um einen Werbespot für diese entsetzliche neue Bank. Sie haben ihn gestern Abend zum ersten Mal gezeigt. Ist es nicht eine unverschämte Kopie unserer letzten Kampagne für Citybiz?«

Lloyd sah auf die kleinen Dollarzeichen, die über den Bildschirm tanzten. »Unsere« Kampagne, auf die sich Sheri bezog, war zu neunundneunzig Prozent Sheris Idee gewesen und Lloyd hatte sie zu hundert Prozent für äußerst klischeehaft gehalten. Es wäre in seinen Augen alles andere als erstaunlich gewesen, wenn früher oder später nicht eine andere Agentur denselben Einfall gehabt hätte.

Sheri zeigte aufgeregt mit dem Zeigefinger auf den Bildschirm, wobei sie die Ähnlichkeiten aufzählte. »Können wir nichts dagegen unternehmen und zum Beispiel eine Klage einreichen?«, fragte sie wütend.

»Aber, aber ...«, wandte Lloyd begütigend ein. »Du weißt doch, dass es im Grunde das größte Kompliment ist, von der Konkurrenz kopiert zu werden. So solltest du es auch nehmen, Sheri. Falls der Kunde nachfragen sollte, musst du ihm gegenüber lediglich betonen, dass du zuerst mit dieser Idee herausgekommen bist, und ihn bei der Gelegenheit noch einmal daran erinnern, dass Schneider Fox einfach an der Spitze aller Werbeagenturen steht und dass von uns gerade deshalb auch so gerne Ideen geklaut werden.«

Sheri war von diesen Worten ganz offensichtlich höchst angetan. Sie wechselte ohne Umschweife das Thema und begann ihre hochtrabenden Pläne für die Zeit seiner Abwesenheit zu erläutern. Sheri gehörte zu den Frauen, die regelmäßig Bücher über erfolgreiches Management lasen. Lloyd stellte mit Bedauern fest, dass dies ihre Wortgewalt in einem geradezu unangenehmen Ausmaß erhöht hatte.

»... ich denke, man könnte unter dem Strich beachtliche Einsparungen machen«, schloss sie ihre Ausführungen.

»Sehr beeindruckend. Leg das doch bitte schriftlich nieder. Und was die nächsten Wochen betrifft ...«

Sheri beugte sich zu ihm vor und klopfte ihm gönnerhaft auf die

Schulter. »Ganz ruhig, Lloyd. Auch wenn ich nur eine Frau bin, kannst du sicher sein, dass ich deine Kunden schon im Griff haben werde.«

»Darauf wollte ich nicht hinaus. Ich meine, ich denke an dich in diesem Zusammenhang nicht als Frau«, widersprach Lloyd.

»Tatsächlich?« Sie warf ihm ein vielsagendes Lächeln zu.

»Sheri, ich versuche gerade, dir etwas mitzuteilen, was nichts, aber auch gar nichts damit zu tun hat, dass du eine Frau bist.« Er informierte sie in knappen Worten über die Sache mit Julian Jewel.

Zu seiner Überraschung schien Sheri ernstlich empört zu sein. »Aber das ist ja entsetzlich!«, brach es aus ihr hervor. »Du musst einfach fahren! Du hattest dich doch so darauf gefreut.«

Lloyd zuckte nur die Achseln, denn er wollte im Augenblick nicht gern darüber sprechen.

»Kann London nicht jemanden anderen hierher schicken?«

»Die meisten Mitarbeiter sind fest eingebunden – terminierte Projekte, Familie, gebuchte Urlaube.«

»Hast du ihn denn wenigstens gefragt?«

»Bernie hatte keine Zeit, mit mir darüber zu sprechen. Er musste zu einem dringenden Termin.«

»Um was es wohl diesmal wieder gehen mag? Vielleicht um das Kind in ihm?« Ungeduldig schwang sich Sheri vom Schreibtisch und baute sich, die Hände in die Hüften gestemmt, vor Lloyd auf. »Du wirst das doch wohl nicht einfach so auf sich beruhen lassen? Hast du für später einen Termin mit ihm vereinbart?«

Lloyd spürte, wie der Zorn in ihm aufstieg. Ihre Art erinnerte ihn in fataler Weise an Betsys Mutter. »Ich möchte nicht weiter darüber reden.« Er griff nach einem Kugelschreiber und öffnete wahllos eine der Akten, die auf seinem Tisch lagen. »Ich bin sicher, dass auch du zu tun hast.«

Er vernahm einen lauten Seufzer und das Rascheln von Seidenstrümpfen, bevor die Glastür mit einem lauten Klick hinter ihr ins Schloss fiel.

Im gleichen Moment drehte sich Lloyd mit Schwung in seinem Drehstuhl zur Fensterfront. Jenseits der Absperrzäune und des Schutts der Autobahnbaustelle, die parallel zum Fluss verlief, erstreckten sich die

Docks und die gigantischen, weit ins Wasser hinausragenden Piers. Noch vor gar nicht allzu langer Zeit hatte man einzig und allein mit dem Schiff nach Europa reisen können – nach Southampton, Rotterdam oder Cherbourg. Lloyd malte sich die majestätischen Ozeanriesen aus, wie sie mit flatternden Wimpeln in den Hudson River ausgelaufen waren, und sah in Gedanken die unzähligen Hände, die lebhaft zum Abschied gewunken hatten. Vielleicht hatte Sheri recht und er sollte sich tatsächlich nicht so einfach abspesen lassen, sondern noch einmal die ungeliebte schwarze Besuchercouch aufsuchen.

Nein, entschied er einen Moment später. Auch wenn Julian Jewel sich als elender Lügner erwiesen hatte, so hatte Lloyd in ihm einen ebenbürtigen Partner gehabt, mit dem er den Austausch bis ins kleinste Detail geplant und durchorganisiert hatte. Mit einem völlig Unbekannten würde das Risiko praktisch unkalkulierbar sein.